

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 8

Artikel: In fremder Erde

Autor: Hofmann, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In fremder Erde

An meinen Bruder.

Voll Hoffnung hast du einst verlassen
Des Heimatdörfleins traute Gassen,
Den blauen See, die dunklen Wälder,
Das Bergland und die Blumenfelder.

Das Glück, das still mit dir gezogen,
Verflog und blieb dir nicht gewogen.
Du hast gefämpft und hast gestritten
Und in der Ferne oft gelitten.

Das Schicksal hast du stumm ertragen
In deines Lebens dunklen Tagen;
Nun hast du deine Ruh' gefunden
Und bist von allem Leid entbunden.

Im fernen Land, in fremder Erde,
Da schlafst du nun, und vielleicht werde
Ich nie an deinem Grabe stehen
Und nie dein Ruheplätzchen sehen.

Hermann Hofmann.

Die drei Wartestühle waren besetzt. Aber einer ihrer Inhaber erhob sich sogleich, um dem Neuankömmling Platz zu machen.

Jakob Schmid, der Vater, sprang mit eifriger Freude hinzu, bot Zumbrunnen eine Zeitung und versicherte mit der Höflichkeit, wie sie den Figaros aller Jahrhunderte nachgerühmt wird, „es gehe nicht lang“.

„Ich kann warten“, gab Zumbrunnen kurz zurück, ohne sich an die ihm angebotene Lettire zu machen. Die Tatsache, daß die Volkstümlichkeit, die ihm der heutige Tag neu beschert hatte, ihm auch in den Läden gefolgt war, belustigte ihn und stachelte abermals ein wenig seine Eitelkeit an. Indessen schaute er, die Ellbogen auf die Knie gestemmt, mit vorgeneigtem Körper dem Friseurgebäude zu.

Jakob Schmid brachte sogleich und eifrig das Gespräch auf seinen Schützenerfolg und die Rede des Landammanns, der ebenso wahr als schön und eigentlich jedem Urner aus dem Herzen gesprochen habe.

Zumbrunnen, ein leises Rot des Unbehagens im dunklen Gesicht, lehnte allzuviel Schmeichelei mit den Worten ab: „Heute bin ich es. Ein anderes Jahr wird es ein anderer sein.“

Aber ein älterer Bürger, der bisher schweigend neben ihm gesessen, tat den guten Auspruch, die heutige Anerkennung habe nicht nur dem Schützenkönig, sondern dem Menschen Zumbrunnen gegolten, und das sei ein Ruhm, auf den jeder stolz sein dürfe.

Eine kleine Stille verriet den Eindruck dieser Worte. Zumbrunnen wußte nicht recht, wo er gerade hinschauen sollte, und geriet mit den Augen in die großen dunklen der Anna, die von ihrer ungewöhnlichen Teilnahme weit waren. Eine Sekunde stützte er vor dem seltsamen Gegensatz dieser Augen und des hellen Haares und weidete sich unwillkürlich an der anmutvollen Biegsamkeit, mit der das junge Mädchen sich bewegte. Er sah in seinem Vergeigen wenig Frauen und ergötzte sich an diesem, in seinen Neuerlichkeiten seltenen Menschengewächslein.

Gleich darauf streifte der weiche weiße Arm des Mädchens seine haarbewachsene Hand. Da lief ihm ein leiser Schauer über den Rücken und, sich selbst nicht begreifend, räusperte er sich, als sei ihm etwas vor den Atem gekommen.

Anna war neben ihm getreten und hatte die Bürste ergriffen, die über seinem Kopf an der Wand hing. Ohne zu beachten, daß sie ihm so nahe gekommen, machte sie sich mit Albbürsten des Kunden zu schaffen, den sie eben aus ihrer Bedienung entließ. Bald nachher saß Zumbrunnen an dessen Stelle. Er hatte seine Fassung vollständig zurückgewonnen und belächelte sich selbst, indem er sagte, andere Leute ließen sich beim Friseur verschönern bevor sie zum Feste gingen, er aber habe vorher nicht Zeit gefunden, wolle aber nicht in seine Einsamkeit heimkehren, ohne sich noch haben zurechtmachen lassen.

Anna ließ ihn in den weißen Schutzmantel schlüpfen.

Bisher hatte er mehr zu und mit ihrem Vater gesprochen. Nun fragte sie ihn, wie stark Haar und Bart geschnitten werden sollten.

„Nicht zuviel“, gab er ihr mit seiner angenehmen ruhigen Stimme, die ihr sonderlich wohl ins Ohr klang, Bescheid. Es gebe ja heutzutage nicht mehr so viele „Bärter“ im Land wie früher, er aber wolle kein Neumodiger sein, freilich auch nicht ein ganz Wilder, und verlasse sich daher auf ihr Augenmaß und wie sie meine, daß es ihm am besten stehe.

Sein ganzes Wesen erschien Anna von einer schönen Selbstsicherheit erfüllt. Man merkte ihm an, daß der jetzt Einsame früher an den Schützenfesten viel unter die Leute gekommen war. Noch ganz unter dem Eindruck der Ehrungen, die ihm widerfahren, und nun auch von seiner Persönlichkeit eingenommen, begann sie ihre Arbeit mit einem Gefühl, das an Ehrfurcht streifte. Annas Gedanken hatten inzwischen Muße, ihre Sprünge zu machen. Sie wunderte sich über die Fülle des Haares, in das sie Kamm und Schere schob. Wenige Männer dieses Alters besaßen einen noch so wenig geliebten Scheitel. Fünfzig Jahre sollte der Schützenkönig Zumbrunnen zählen, hatte die Freundin Esther gesagt! Aber sein Haar war noch schwarz; ein Fund fast der einzelne Silberfaden, den sie im Bart entdeckte. Die Hand, die ihm auf dem Oberschenkel ruhte, trat braun und leicht runzelig aus dem weißen Ärmel ihres Überwurfs. Aber die starken Fingernägel waren nicht ganz so un gepflegt wie bei anderen Landwirten. Das schien ihr eine gute Ergänzung zu dem Bilde eines ordentlichen, etwas auf sich gebenden Menschen. Sie verwendete besondere Sorgfalt auf ihr Werk. Zuweilen streifte ihre Hand seine Wange. Zuweilen begegneten sich ihre Augen jetzt im Spiegel. Das waren ganz flüchtige Geschehnisse, die sich der Anna während ihres Arbeitstages oft wiederholten, ohne daß sie darauf groß geachtet hätte. Hier aber versetzten sie sie in eine angenehme Besangenheit, die sie zuletzt wünschen ließ, durch ein Gespräch wieder ins Gleichgewicht zurückzufinden. Sie begann es mit der Bemerkung: „Man sieht Euch nicht häufig in der Stadt, Herr Zumbrunnen.“

Dieser antwortete, er sei eben nicht mehr so beweglich als früher. Und zudem habe er daheim Arbeit über genug. Auch sei es ja schön auf Arni wie nirgends sonst. Was solle er da draußen und drunter suchen?

Freilich habe sie gehört, wie schön es da oben sei, antwortete ihm Anna. Sie hätte wohl Lust, auch einmal da hinaufzuklettern.

Das solle sie nur tun, ermunterte Zumbrunnen. Wenn sie ihm dann etwa guten Tag sagen wolle, solle es ihr an einem Glase Wein oder Most nicht fehlen. Auch Milch sei bei ihm zu haben, die die Frauen ja mehr schätzen als anderes Getränk.

„Sagt das nicht zu laut, Herr Zumbrunnen“, neckte Anna, die jetzt ihre Ungezwungenheit wiederfand. „Ich könnte sonst noch mit einem Besuch Ernst machen.“

„Was ich sage, ist gesagt“, antwortete ihr der andere mit seiner gelassenen Freundlichkeit.

Fortsetzung folgt.